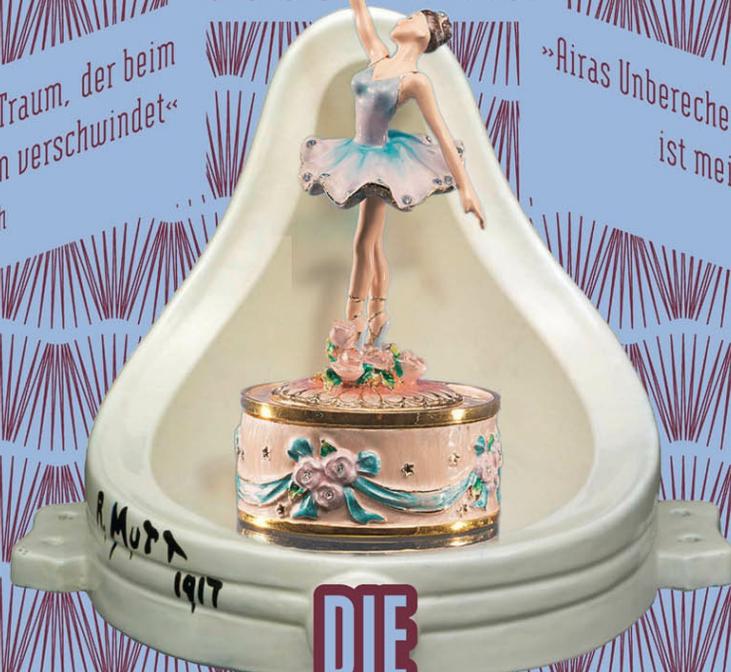


César Aira

»Wie ein Traum, der beim  
Erwachen verschwindet«  
- Patti Smith

»Airas Unberechenbarkeit  
ist meisterhaft«  
- Harpers -



**DIE  
PRINZESSIN  
PRIMAVERA**

»Exzentrisch,  
aber  
einer der  
besten«

- Roberto Bolaño -

Roman  
Aus dem  
Spanischen  
von  
Christian Hansen

»Wenn das  
keine  
Weltliteratur  
ist«

- Literaturen



Außerdem die Augen offen halten bezüglich des Zustands, in dem sich der Palast befand, weniger was die dekorative Ausstattung (obwohl auch das wichtig war), als was die dort getroffenen Verteidigungsmaßnahmen betraf. Ob er verstanden habe? All das hatte einen eindeutigen Anstrich von Drohung; man bat ihn nicht um freiwillige Mitarbeit; man erteilte Befehle, und von der Art, wie er sie ausführte, hing sein Leben ab. Erst als er ging und sich auf den Rückweg ins Dorf machte, machte er sich klar, dass er mit der Prinzessin sprechen sollte, und das Erschauern gab Raum für andere Vorstellungen. So bescherte ihm die Prinzessin, und dass er sie bald sehen würde, Bilder von Schönheit und menschlichen Formen ... Er konnte mit gewissen Aussichten an Weihnachtsbäumchen denken, obwohl ein solches Wesen alle Aussichten von vornherein zerstörte. Oder nicht? Sollte er ihn voreilig als Ungeheuer eingestuft haben? Weiß man denn, wer man selbst ist? Ist das etwa nicht aussichtslos? Wer kennt sich selbst gut genug, fragte er sich, um sicher zu sein, dass er menschlich ist?

Als die Prinzessin die vergilbte, zerknitterte Karte erhielt – auf der einen Seite mit dem Aufdruck »Professeur Henri Lissaurrie«, auf der anderen die mit Bleistift gekritzeltelte Worte »affaires urgentes concernant l’invasion« – und die Überbringerin, eine Bedienstete, ihr sagte, der Herr warte auf sie in der Eingangshalle, fühlte sie sich außerstande, ihn zu empfangen. Sie hatte sich die letzten Tage, ohne zu essen und zu schlafen, weinend und die Hände ringend in ihrem Zimmer eingesperrt. Beim ersten Anzeichen von Gefahr war sie zusammengebrochen; sie konnte keine praktische Entscheidung treffen und hatte sich aufs Bett geworfen, um darauf zu warten, wie sie zu sagen pflegte, »dass man sie holen kam«. Sie hatte sich aufgegeben. Sie konnte nicht einmal zum Übersetzen aufstehen, weshalb sie jeden Tag mehr mit ihrem Zeitplan in Rückstand geriet, der bei ihr ein obsessiver Gewissensappell war (mehr als das Alter und die Armut fürchtete sie die Möglichkeit, genauso verantwortungslos und unpünktlich zu werden wie ihre Kollegen); dieser Rückstand markierte den Gipfel ihrer Verzweiflung. Der Besuch, so unerklärlich er war, hätte das Ende ihres Wartens bedeuten können, aber so tief war sie gefallen, dass sie nicht einmal Kraft fand, herauszufinden, wer sie besuchen kam, und sie befahl, ihn nicht vorzulassen. »Ich will niemanden sehen! Niemanden! Lasst mich allein! Ich will sterben!« Sie fing wieder an zu weinen, sie konnte nicht anders, aber ein Rest von Schamgefühl ließ sie warten, bis die Angestellte das Zimmer verlassen hatte, bevor sie wieder mit den Beinen strampelte und sich die Haare raufte.

Die Mission des Franzosen wäre schon an diesem Punkt gescheitert, hätte die Angestellte mit der Karte in der Hand nicht auf der Treppe Wanda Toscanini getroffen, die sie ausfragte. Obwohl genauso besorgt über die Vorgänge wie ihre Herrin, bewahrte die Witwe einen kühlen Kopf. Sie hielt die Katastrophe für unausweichlich, hegte aber noch eine gewisse Hoffnung. »Wenn man mir anbietet, meinen Posten zu behalten, sage ich ja«, dachte sie. »Mir doch egal, ich brauche das Geld.« Diese Richtung der Überlegungen machte es umso zwingender, mit den Besatzungstruppen in Kontakt zu treten, um die Möglichkeiten ihrer Fortbeschäftigung auszuloten. Sie ergriff deshalb die Gelegenheit, die ihr die schmutzige Karte bot, beim Schopf, obwohl ihr der Name nichts sagte. Sie scheuchte die Angestellte in die Küche und sagte, sie kümmere sich darum. Als sie allein

war, schwankte sie, ob sie den Unbekannten direkt empfangen oder vorher mit der Prinzessin sprechen sollte. Sie entschied sich für das Erstere. »Diese hysterische Rotznase ist imstande, mich an einem Treffen mit ihm zu hindern«, dachte sie. »Schlimmer noch, sie könnte ihre Meinung ändern und ihn ihrerseits sehen wollen.« Sie ging in ihr Zimmer, um sich das Haar zu richten, das perfekt saß, und die Puderschicht auf ihrem Gesicht zu erneuern. Dann ging sie in aller Ruhe nach unten, gelassen und ehrfurchtgebietend wie ein Eisberg.

Henri Lissaurrie war vor der verschlossenen Tür des Palasts wie angewurzelt, aber mit flatternden Nerven stehen geblieben. Im ersten Moment hatte er nichts gesehen, so sehr war er darauf konzentriert, einen guten Eindruck zu machen. Aber als Minute um Minute verstrich, fiel ihm der Befehl wieder ein, den er erhalten hatte, und er schaute sich um: Im Park, blühend und gepflegt, war von Anlagen zur Verteidigung nichts zu sehen, im Gegenteil, er wirkte wunderbar wehrlos. Mehr noch, ihm fiel ein, dass er ihn in seinem schlafwandlerischen Zustand betreten hatte, ohne mehr tun zu müssen, als das Gittertor aufzudrücken, und seine schattigen Alleen entlanggelaufen war, ohne andere Gesellschaft als den Gesang der Vögel. Der Palast selbst schien nicht besser geschützt: Die Tür, vor der er stand, war aus Glas, und auf der anderen Seite sah man ein ausgedehntes Vestibül mit marmornem Boden und ebensolchen Säulen, gemalten Engeln und Rosenzweigen an der Decke. Er hatte nur klingeln müssen, schon war ein blutjunges Dienstmädchen herbeigeeilt, um ihm zu öffnen. Da musste man sich doch fragen, was die Angreifer erwarteten, falls sie die Absicht hatten, anzugreifen, und er sah keinen Grund, an der Ernsthaftigkeit dieser Absicht zu zweifeln. Ihm kam der Gedanke, dass es eine geheime Verteidigung geben müsse, umso wirksamer, als sie unsichtbar und unfassbar war in diesem himmlischen Anwesen. Welche das sein sollte, konnte er sich aber nicht mehr fragen, denn in diesem Moment sah er eine Gestalt auf sich zukommen und die unmittelbare Gegenwart vereinnahmte ihn erneut.

Sein Herz scheute, die Beine versagten den Dienst, der Mund wurde trocken. Er konnte nicht glauben, dass die Prinzessin seiner Träume, die Prinzessin der Welt, jetzt auf ihn zuschritt, ihm gleich die Tür öffnen und Zugang zu ihrem Illusionswohnsitz in der Wirklichkeit gewähren würde. Trotz allem fühlte er sich nicht vorbereitet. Und doch geschah es. Wanda Toscanini öffnete die Tür, sah ihn mit äußerster Verachtung von oben herab an und fragte in einem Französisch mit breitem italodeutschen Akzent, was er wolle. Es steht hier nicht an, das Gestammel des ehemaligen Naturforschers zu transkribieren, wenigstens nicht eher, als bis er sich so weit erholt hatte, dass man ihn verstehen konnte, was einige Zeit in Anspruch nahm. Er war wie weggetreten, mehr als jemals in seinem Leben und stärker, als er selbst das noch kurz zuvor erwartet hatte. Denn obwohl er voraussah, dass die Gegenwart der Prinzessin und die Gunst ihrer ungeteilten Aufmerksamkeit ihn wie ein Idiot dastehen lassen würde, übertraf die Wirklichkeit alle Erwartung. Natürlich glaubte er, die Prinzessin vor sich zu haben. Es irritierte ihn nicht im Geringsten, dass diese Frau ein abscheuliches Mannweib war, gekleidet wie eine KZ-Aufseherin, mit Schnürstiefeln, pechschwarz gefärbter Betonfrisur, einem Körper, eckig und kantig wie ein Schrank, und dickem Puderverputz auf dem in Strenge erstarrten

Gesicht eines alten Unholds. Für ihn war sie die Prinzessin seiner Träume und Selbsttäuschungen: Das war sie schon, während er noch auf sie wartete, und an dieser Vorstellung konnte er, auch als er sie sah, nichts ändern. Er dachte bloß, so weit die Situation ihm das Denken erlaubte, welche Veränderungen Nähe und Zeit doch bewirken. Dass sie eine Prinzessin war, der ältesten Dynastie der Welt entstammend, überstieg alle äußerlichen Veränderungen.

Wie dem auch sei, wenig später saßen sie in einem kleinen, der großen Bibliothek im ersten Stock angeschlossenen Salon, wo der Franzose seinen Blick über die Lilien des Teppichs huschen ließ, während Wanda den ihren unerbittlich auf ihn gerichtet hielt.

Sie vermochte sich nun eine ungefähre Vorstellung von der Mission zu machen, mit der man ihn betraut hatte, wer er war, blieb ihr jedoch unklar. Auf ihr peinliches Verhör hin gab er einen Teil seiner Geschichte preis.

»Sie sind Naturforscher?«

»Ich war, Eure Majestät. Mangels intellektueller Herausforderung bin ich nicht mehr tätig.«

»Und ist es möglich, dass sich ein Naturforscher auf die Seite der Feinde der Prinzessin schlägt. Darf man das erfahren?«

»Wenn Eure Hoheit gestatten! Ich stehe nicht auf deren Seite, ich bin auf der Seite Ihrer Majestät!«

»Haben Sie denen das gesagt?«

»Natürlich nicht. Sie hätten mich umgebracht.«

»Mmh ... Gut gemacht. Sehr klug von Ihnen. Und was gedenken Sie für uns zu tun?« Das alles in einem Ton grausamer und völlig unangebrachter Ironie, da der arme Wicht nichts als gute Absichten hegte.

»Was Eure Majestät befehlen. Ich bedaure, in meinem ohnmächtigen Zustand nichts Großartiges tun zu können. Aber ich dachte mir ... Das Weihnachtsbäumchen hat mich gebeten, ihn von den Verteidigungsmaßnahmen in Kenntnis zu setzen, die man im Palast ergriffen hat ...«

»Und?«

Er wagte es, für einen Moment aufzuschauen, mit einer Miene, die listig sein sollte und fast flehentlich ausfiel:

»Ich könnte ihn anlügen. Könnte sagen, es gebe Kanonen, man habe den Park vermint oder stehe mit den U-Booten der Vierten Flotte in Verbindung. Vielleicht kriegen sie Angst.«

»Ich glaube nicht, dass sie so blöd sind.«

»Es könnte sie zumindest aufhalten. In solchen Fällen ist es entscheidend, Zeit zu gewinnen.«

Wanda dachte nach. Die letzten Worte des Professors ließen die Frage der Verteidigungsmaßnahmen, die wirklich getroffen wurden und für die es nützlich wäre, Zeit zu gewinnen, in der Schwebe. Es wurden ja gar keine getroffen. Er hatte aber nicht

ausdrücklich danach gefragt, man konnte ihn also darüber im Unklaren lassen. Zeit zu gewinnen, war jedenfalls immer sinnvoll, auch wenn man sie gar nicht nutzte. Und im Verlauf des Gesprächs war ihr der Gedanke gekommen, sie könne die Zeit durchaus positiv nutzen, für ein persönliches Manöver, das all ihre Probleme vielleicht ein für alle Mal lösen würde. Sie gab dieser Strategie also ihr Plazet.

»Gut. Tun Sie das, wir sind Ihnen dankbar. Sagen Sie diesem ›Weihnachtsbäumchen‹, wir seien bis an die Zähne bewaffnet.«

Der Professor konnte die Gänsefüßchen nicht sehen, weshalb er glaubte, sie bezöge sich im wörtlichen Sinne auf das Ungeheuer, von dessen Existenz sie, wie er annahm, wusste. Er hatte ihr nichts von seinem Äußeren erzählt, nichts von dem Schreck, der ihm bei seinem Anblick in die Glieder gefahren war, um nicht hinterwäldlerisch zu erscheinen. Wanda ihrerseits glaubte, nur seine Metapher aufzugreifen: »Weihnachtsbäumchen«, bezogen auf einen zu kurz geratenen, über und über mit funkelnden Orden behängten General. Da sich die Sache nicht aufklärte, blieb ihr die Erkenntnis erspart, dass sie es mit einem übernatürlichen Wesen zu tun hatten. Es war nicht das einzige Missverständnis ihrer Unterhaltung: Der Franzose ging in dem Glauben, sie sei die Prinzessin, was Wanda wegen der vielen »Eure Hoheit« und »Eure Majestät« nicht auffiel, die sie, ihrem Größenwahn als Tochter und Ehefrau sei Dank, fairerweise auf sich bezog – wobei man ihr zugutehalten muss, dass die dritte Person dieser Anrede zu Verwirrungen Anlass bot. Er wiederum interpretierte ihren *pluralis* als einen der Sorte *majestatis*.

Henri Lissaurrie wurde zu einem Habitué des Palasts; Weihnachtsbäumchen dagegen weigerte sich mit für Despoten typischer Irrationalität, ihm je wieder Audienz zu gewähren: Er verlangte von ihm schriftliche Berichte, die er gemeinsam mit Wanda Toscanini abfasste. Er glaubte weiter, die Witwe sei Fräulein Frühling, was seiner Liebe keinen Abbruch tat. Sie musste nicht lügen, denn sie merkte gar nicht, dass er sie mit ihrer Herrin verwechselte. Das echte Fräulein Frühling hütete indes weiterhin ihr Zimmer. Der Franzose erkannte seinen Irrtum nicht einmal, als Wanda, nachdem sie schon miteinander vertraut waren, ihm Teile ihres Plans eröffnete, der darin bestand, sich aus Paris den mumifizierten Leichnam ihres verstorbenen Gatten schicken zu lassen. (Sie hatte bereits schriftlich darum ersucht.) Er fand nichts dabei, dass die Prinzessin Wanda Toscanini Horowitz hieß und die Tochter eines berühmten Dirigenten und Witwe eines gefeierten Pianisten war. Von seiner Proust-Lektüre in jungen Jahren wusste er, dass die Adelstitel sich ein wenig wahllos über die bürgerlichen Namen der Leute stülpten. Nicht dass er blind gewesen und ihm der Kontrast zwischen der Bedeutung von »Frühling« und dieser alten Vogelscheuche in Schnürstiefeln nicht aufgefallen wäre. Aber das Leben hatte ihn gelehrt, dass einem nichts anderes übrig blieb, als sich der Wirklichkeit zu fügen. Er selbst erschlich sich die Stelle eines Märchenprinzen, tatsächlich war er ein Wrack.

Wandas Plan besaß eine gewisse Logik, obwohl er auf altem, zur Situation in keinem Verhältnis stehendem Groll beruhte. Wie auf viele Frauen vor ihr und viele nach ihr (auf alle eigentlich) konnte man auf sie den Satz »Ihr Drama begann mit dem Tag ihrer Hochzeit« anwenden, nur dass er sich in ihrem Fall perfektionieren ließ: Ihr Drama hatte am Tag ihrer Geburt begonnen. Einen neurotischen Pianisten zu heiraten, war ein beinahe

unverzeihlicher Fehler, wäre es zumindest für eine andere gewesen. Aber sie war die Tochter von Arturo Toscanini, dem meistgefeierten Orchesterleiter überhaupt, und hatte immer geglaubt, sie könne ihrem Vater kein schöneres Geschenk machen, als einen berühmten Musiker zu ehelichen. Es kam ihr gar nicht in den Sinn, dass kein berühmter Musiker wie der andere war und der Auserwählte ihrem Vater nicht zusagen könnte, weil er vielleicht kein echtes Talent besaß. Für sie bestand daran kein Zweifel: Horowitz war ein Wunderkind gewesen, als Siebenjähriger von Skrjabin hoch gelobt, danach ein junger Konzertpianist, umjubelt in ganz Europa und spieltechnisch so avanciert, dass die Firma Steinway ihm spezielle Flügel bauen musste, deren Hammermechanik eine höhere Anschlaggeschwindigkeit für seine schwindelerregenden Tremolos zuließ. Wie sollte sie, die Braut, ahnen, dass die Musikliebhaber ihn im Grunde nicht guthießen? Der arme Horowitz fiel von einer Krise in die nächste, hörte auf zu spielen, fing wieder an und starb schließlich, ohne dass ein Hahn nach ihm krächte. Die Geschichte hatte Wanda verbittert. Eine perverse Welt war das, die so subtile Unterschiede machte, zu Lasten eines Unglücklichen, der nur seiner Eitelkeit frönen wollte. Das eben schien bei seiner Ablehnung der springende Punkt zu sein, dass der Pianist sich nicht in den Dienst der Musik stellte, sondern diese umgekehrt ihm dazu dienen sollte, brillieren zu können. Man hätte vernünftigerweise meinen können, dass niemand es so genau nahm, ganz gewiss nicht das distinguierte Publikum, das in die Konzertsäle strömte und sich mit der Fingerfertigkeit des Russen hochzufrieden zeigte. Aber die Kritiker waren unerbittlich, gnadenlos. Und das Publikum war seinem Wesen nach snobistisch ... Das war irgendwie gerecht, hatte sie doch aus Snobismus geheiratet, und er ebenfalls.

Als nach Horowitz' Tod die Konzerteinnahmen versiegt und die Plattenverkäufe ins Bodenlose fielen (auch im Tod verziehen ihm die Kritiker nicht, hetzten im Gegenteil noch erbitterter), musste sich die Witwe als Haushälterin verdingen. Sie hatte den Leichnam in einem Möbellager deponiert, wo er darauf wartete, in jeden Winkel der Welt verschickt zu werden, wann und wohin sie wollte. Sie glaubte fest daran, dass die Spieltechnik des Ehemanns nicht mit ihm gestorben war (sie war etwas allzu Kompliziertes und Anorganisches, als dass der Tod ihr etwas hätte anhaben können), und glaubte außerdem, dass diese Technik nur eines kleinen Drehs bedurfte, damit darin zum Ausdruck kam, was die Kritiker von Interpretationen erwarteten: musikalische Zeugnisse und nicht der Narzissmus eines alten Epheben. Wanda verstand nichts von Musik, aber sie hatte viel Zeit zum Nachdenken gehabt. Sie war zu dem Schluss gekommen, dass es nichts Neues brauchte: Die Aufnahmen und die Erinnerungen an die Livekonzerte, sogar dieselben vernichtenden Kritiken genügten, so wie sie waren, damit ihnen der historische »turn of the screw« zuteil wurde, der sie zu wahrer Musik machen würde. Schließlich hatten schon Mozart und Chopin dasselbe getan, und wer wollte garantieren, dass sie ihre Werke nicht ursprünglich geschrieben hatten, um zu glänzen, aus Eitelkeit, aus dem niederträchtigen Wunsch heraus, das Publikum zu verführen? Dieser absurde Krieg konnte eine ebenso gute Gelegenheit sein wie jede andere, eine noch bessere vielleicht, damit das Wunder sich vollzog, sie musste nur ein wenig nachhelfen.

Es vergingen ein paar Tage in diesem Stillstand: die Prinzessin, die in ihrem Zimmer